
Evgen Bavčar

Das absolute Sehen

edition suhrkamp

SV

es 1909
edition suhrkamp
Neue Folge Band 909





Foto: Evgen Bavčar

Evgen Bavčar, der Blinde, sieht die Dinge anders. Sehen und Nicht-Sehen stehen im Mittelpunkt seiner Erzählungen, die begleitet werden von Bildern, deren Entstehung einer Paradoxie geschuldet ist, dem Blick eines Blinden durch die Linse eines Fotoapparats, also dem Versuch, das festzuhalten, was nur in der Erinnerung und Imagination gegenwärtig ist: Objekte in ihrem Licht und Schatten.

Bavčar läßt uns an seinem Alltag teilhaben und zwingt uns dabei eine andere Perspektive auf. Seine Welt des Tastens und Berührens ist zugleich sinnlicher und abstrakter, sie wird gespeist von der Kraft der Erinnerung an die Kindheit in Slowenien, an die Zeit des Sehens, und zugleich von der Macht der Vorstellung. Indem er sich zum Sehenden macht, sich im Akt des Fotografierens als Sehenden setzt, zieht er nicht nur seine Objekte in einen Dialog von Sehen und Nicht-Sehen hinein, sondern auch Betrachter und Leser. Dies führt zu einer produktiven Verwischung der Fronten, die die Posen eines jeden Modells zum Wanken bringt.

Evgen Bavčar
Das absolute Sehen

*Aus dem Französischen
von Sybille Kershner*

Mit Fotografien

Suhrkamp

Originaltitel: *Le voyeur absolu*
© Choix des photographies et textes, Editions du Seuil, mars 1992
Auswahl der Texte und Fotografien durch
Ghislaine Glassen Deschaumes in Zusammenarbeit mit dem Autor

4. Auflage 2022

Erste Auflage 1994
edition suhrkamp 1909
Neue Folge Band 909

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1994

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Otto Gutfreund, Darmstadt

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-11909-9

Das absolute Sehen

Wege

Zur Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie waren meine Eltern Slowenen. Dann wurden sie Italiener, danach Jugoslawen. Mein Vater stammte vom Land, aus einer Familie von Kupferschmieden. Meine Mutter, deren Vorfahren von den Österreichern geadelt worden waren, kümmerte sich um den Haushalt. Ich war gerade erst sieben Jahre alt, als mein Vater starb. Die deutlichste Erinnerung, die ich an ihn habe, ist verbunden mit einem Kindergewehr, das er für mich gemacht hatte, so als wolle er mir sagen: Hör niemals auf, dem Schicksal Widerstand zu leisten! Damals wußte ich noch nicht, daß ich einer kleinen Nation angehörte, die von anderen bedroht war. Wie hätte ich begreifen können, daß es mir selbst genauso ergehen würde und daß es derart viel Energie beanspruchen würde, meine eigene Identität zu verteidigen? Meine Kindheit war sehr schön; das kommt häufiger vor. Ich verbrachte sie damit, die Welt zu erforschen, etwas, was ich mir seither zur Regel gemacht habe. Meine Schwester ist ein Jahr jünger als ich. Uns beide betrachtete man in unserem Dorf Lokavec ein wenig als Außenseiter. Unser Haus lag etwas abseits, und infolge flüchtiger kindlicher Bündnisse gehörten wir mal der einen, mal der anderen Gruppe an. Mich haben die Spuren des letzten Krieges geprägt, der uns durch die Erzählungen der Erwachsenen gegenwärtig war. Mit zwei Freun-

den schuf ich mir eine kleine Armee, bastelte Granaten aus Stroh und Benzin und Kanonen aus Treibstoff, auch Bienenkörbe, Angelrollen und Wassermühlen, die mir als Kraftwerke dienten. Dies alles waren nur Kinderspiele.

Die Schule, in der ich lesen und schreiben gelernt habe, lag einen Kilometer von zu Hause entfernt, und der Weg dorthin war eigentlich das Beste daran. Ich war ein schreckliches Kind, das die Lehrer kaum zähmen konnten. Die technischen Fächer und Lesen haben mir am besten gefallen. Eines Tages hat ein Zweig mein linkes Auge verletzt, ohne daß ich darin das Vorzeichen einer größeren Katastrophe gesehen hätte. Monatelang betrachtete ich die Welt nur mit einem Auge, bis zu dem Tag, an dem der Zünder einer Mine auch mein rechtes Auge verwundete. Ich bin nicht plötzlich erblindet, sondern schrittweise, über Monate hinweg. Es erschien mir wie ein langsames Abschiednehmen vom Licht. Auf diese Weise hatte ich Zeit genug, um die kostbarsten Dinge im Fluge zu erfassen, die Bilder in den Büchern, die Farben und alle Erscheinungen am Himmel, und sie mitzunehmen auf eine Reise ohne Wiederkehr. Vielleicht ist es ein Glück, daß dies sich so langsam abgespielt hat. Vielleicht war es aber auch nur die Ironie des Schicksals, das mit einer gewissen Verzögerung eingriff. Ich hoffe, ich werde nie genötigt sein, auf diese Fragen genauer zu antworten.

Blind zu sein wäre das letzte, was ich mir gewünscht hätte. Ich mußte diese Tatsache hinnehmen wie das Leben auch, in das man hineingeboren wird, ohne es zu wollen,

ohne die Wahl zu haben. Während das Leben unwider-
ruflich da ist, aber eben doch nicht vollkommen unwider-
ruflich, denn man kann es immer beenden, läßt mich die
Blindheit niemals los, und wenn ich mich davon befreien
wollte, so müßte ich mich auch von allem anderen lösen,
was ganz sicher der Mühe nicht wert wäre. Ich habe mich
also entschlossen, diese unauflösbare Komplizenschaft
aufrechtzuerhalten, mit der Blindheit zu leben und ihre
Möglichkeiten zu erforschen, in einem Spiel von Liebe
und Haß, das sie mir aufzwingt.

Die Blindheit hat mein Leben auf eine bisweilen uner-
wartete Art und Weise verändert, die nur die Zeit erhel-
len kann. So kann ich nicht mehr laufen wie vorher; ich
hätte es fast vergessen, wenn mich nicht eines Tages Kin-
der gefragt hätten, warum ich so langsam gehe. Mein Le-
ben ist weniger bewegt, es ist ruhiger. Ich beobachte die
Welt, indem ich ihr lausche und zuhöre und indem ich
eher den Kopf als den Körper bewege. Ich gehe weniger
auf die Dinge zu, ich gehe weniger aus, und mein Radius
ist begrenzt. Tatsächlich ist mein Raum geschrumpft,
und ich muß ihn berühren, um ihn wahrzunehmen, oder
ich erschließe ihn mir mittels der Geräusche. Das ist stö-
rend, besonders, was mein körperliches Ruhebedürfnis
betrifft oder den Blick in die Ferne, der mir fehlt. Das
Gesetz des Raumes beherrscht mich jetzt, selbst wenn
diese Kontrolle nicht absolut ist: Ich gehe in der Stadt
umher, auf Wegen, ich kann reiten, schwimmen oder ski-
fahren, aber nur nach bestimmten Vorkehrungen, und all
diese Dinge kosten mich mehr Zeit.

Die Tatsache, daß ich für viele Dinge länger brauche als andere, gibt mir das Gefühl, immer in Eile zu sein. Und so ist es auch, was das Lernen anbetrifft: einem auf Band aufgenommenen Buch zuzuhören erfordert mehr Zeit als dessen Lektüre, und angesichts des unaufhörlichen und niemals endenden Abspulens des Bandes sehne ich mich zurück nach einer unmittelbareren Art des Lesens.

Bei mir zu Hause herrscht eine militärische Ordnung, und ich bewundere immer das Durcheinander in den Wohnungen meiner Freunde. Ich muß Räume in all ihren Einzelheiten erfassen, und dabei die Augen an den Fingerspitzen zu haben, kann durchaus unbequem sein. Ich kann sehr lange nach einem Gegenstand suchen, den jemand verlegt hat.

Wenn ich koche und dabei eine Schraube meines Schnellkochtopfes verlege, die ich dann stundenlang suche, denke ich an die Arbeit von Goldgräbern, damit mich beim Suchen die Ausdauer nicht verläßt. Das alles ist eine Art Herausforderung, vielleicht auch der Preis meiner Unabhängigkeit und Freiheit. In Wirklichkeit kann ich auf die Hilfe anderer nicht verzichten – aber wer könnte dies schon? –, und ich weiß, daß die Einsamkeit für mich ein größeres Problem ist als für andere. Die Gegenwart meiner Freunde gibt mir ein Mehr an Freiheit und einen größeren Handlungsspielraum.

Ich war glücklich, als ich noch einige Spuren von Licht und Farbe erkennen konnte, und ich erinnere mich leb-



Kindheit, Lokavec

haft an diese Augenblicke des Abschiednehmens von der sichtbaren Welt. Doch dann ist die Monochromie in meine Welt eingedrungen, und jetzt muß ich mich anstrengen, um mir ein Spektrum von Schattierungen zu bewahren, damit meine Welt der Einförmigkeit und Transparenz entgeht. Den Dingen und den Personen, denen ich begegne, ordne ich einen Farbton zu. Ich kenne eine Frau, deren Stimme so blau ist, daß es ihr gelingt, etwas davon einem grauen Herbsttag mitzuteilen, und ich habe einen Maler mit einer dunkelroten Stimme kennengelernt, der zufällig eben diese Farbe liebt; darüber habe ich mich sehr gefreut.

Die Gegenwart der Sonne errate ich aus der Wärme, die sie verbreitet, doch kommt es vor, daß ich mich irre. Einmal war ich zu Besuch bei einem Freund, dessen Wohnung ich nicht sehr gut kannte. Aufgrund des Straßenlärms wußte ich, wo sich das Fenster befand. Ich sagte: »Wie schön die Sonne heute scheint!«, und wußte nicht, daß es die Heizung war, die diese Wärme verbreitete. Wir haben beide gelacht. Zu Beginn meiner Blindheit, als ich sie noch zu ernst nahm, habe ich eine sehr dunkle Brille getragen, um diese Tatsache zu unterstreichen; heute trage ich eine Brille mit helleren Gläsern, um den Eindruck eines Intellektuellen zu erwecken.

Und nun leuchtet für mich etwas anderes, das Licht der Sprache und der Musik. Es gibt auch Menschen, die um sich sehr viel Helligkeit verbreiten, so daß ich sie beinahe sehen kann. Ich kann mich an eine Gitarrenspielerin erinnern, die mir auf portugiesisch einen Bossanova vorsang. Zwar konnte ich den Text kaum verstehen, doch die

Klänge verdichteten sich zu Lichtern, die sich wie Glühwürmchen über sie und ihre Gitarre ausbreiteten; es war so hell, daß ich Lust bekam, sie zu zeichnen. Tatsächlich hat diese Musik in mir lauter Bilder wachgerufen, die ich einst auf den Wiesen meines slowenischen Dorfes gesammelt und festgehalten hatte.

Als ich meine Komplizin, die Blindheit, noch haßte, habe ich gern so getan, als wäre ich nicht blind. Einmal hat sich in einem Bus, der durch mein heimatliches Tal fuhr, ein Bauer neben mich gesetzt. Er hat angefangen, über die Felder und die zu erwartende Ernte zu sprechen; und ich habe es riskiert, ihm zu sagen, daß der Mais augenscheinlich noch nicht zu sehr unter dem Wind gelitten hätte, daß er sich noch aufrichten und wachsen würde. Er fuhr fort, sich mit mir zu unterhalten, und ich habe meine Rolle weitergespielt. Leider mußte ich früher aussteigen als er, und als ich dazu meinen Stock nehmen mußte, den ich sorgfältig vor ihm verborgen hatte, war das Spiel aus, er war schockiert, und einige Mitreisende haben sich darüber lustig gemacht.

Es gibt noch ein anderes, gefährlicheres Spiel. Das Telefon, das mir den Anschein von Gleichheit mit denjenigen verleiht, die sehen können, hat mich eines Tages dazu verleitet, einem Mädchen den Hof zu machen. Am Telefon habe ich ihr nicht die Wahrheit gesagt, und aus Angst vor einer Niederlage habe ich die Telefongespräche so lange fortgesetzt, bis sie darauf bestand, mich kennenzulernen. Wir haben uns in einem Café verabredet und uns gegenseitig beschrieben, wie wir aussehen. Um überzeugender zu wirken, habe ich am Tisch eine Zeitung in die

Hand genommen und so getan, als würde ich darin lesen. Im Lärm der Jukebox erkannte ich die Stimme am Telefon, die mich fragte, warum ich die Zeitung verkehrt herum hielt. Ich sagte mir, daß ich mir in Zukunft bessere, weniger gefährliche Spiele ausdenken sollte.

In meinem Leben gibt es im großen und ganzen wenig Spontaneität. Ich halte mich mit geometrischer Präzision an immer denselben Orten auf, während ich oft Lust hätte, mich in einem unbekanntem Wald zu verlaufen. So könnte ich mir eine angenehme Illusion von Freiheit verschaffen. Wenn ich in Paris spazieregehe, lande ich immer wieder an derselben Metrostation, und damit verliert die Sache ihren Reiz.

Auch die Natur ist für mich nicht mehr dieselbe, verhüllt vom Nebel einer indirekten Wahrnehmung entzieht sie sich mir. Die Orte, über die ich meinen Blick mit soviel *Sehnsucht* schweifen ließ, stehen mir erst nach einer langen Erinnerungsarbeit wieder vor Augen. Auch die Jahreszeiten sind anders geworden. Einmal abgesehen von den Gerüchen, die sie begleiten, kommen sie mir heftiger vor, und dies sicherlich, weil mir die Farben fehlen. Zu Hause in Slowenien vergesse ich oft die Einzelheiten, die Hügel, die Ansicht eines Dorfes, die Verteilung der Bäume, und ich muß mir die Häuser wieder aufbauen und die Bäume pflanzen, sie anfassen, um zu wissen, daß sie immer noch da sind, ihnen Vögel ins Geäst setzen und einen leichten Wind durch ihre Blätter streichen lassen. Wenn ein Wind geht, sind diese Bilder unschärfer, und ein Rauschen in den Büschen kann die Landschaft vor

meinen Augen ganz verschwinden lassen. Manchmal muß ich die Feldwege wieder mit den Leuten bevölkern, die ich dort gesehen habe, und dann erinnere ich mich von selbst an alles andere. Es geht mir anders mit Ländern, die ich nie gesehen habe; sie bleiben sehr abstrakt und undeutlich, einmal abgesehen vom adriatischen Meer, das mir wunderbarerweise blau erscheint, obwohl ich es nie gesehen habe. Vielleicht ist dies so, weil ich gern darin schwimme, vielleicht liegt es auch am Geruch. In Paris hängt der Geruch der Passanten ganz davon ab, ob man sich in einem reichen oder armen Stadtteil befindet; man verwendet unterschiedliche Parfüms, und damit kenne ich mich ein wenig aus. Und doch gibt es in der Stadt eine zu große Vermischung von Gerüchen, als daß man daran wirklich Gefallen finden könnte.

Zweifellos kennzeichnet die dauernde Abwesenheit des Himmels mein Leben; sein Bild zählt zu den undeutlichsten. Zu den Sternen, zum Beispiel, ist der Weg der Erinnerung besonders schwierig. Es ist für mich jetzt eine Art Herausforderung, sie zu fotografieren. Als ich diese Bilder jemandem zeigte, sagte er, er wolle unbedingt meine Heimat besuchen; wegen der vielen Sternschnuppen. Er hatte vergessen, daß sich die Erde dreht und die Bewegung der Sterne auf diese Weise als eine Vielzahl von schmalen Lichtstreifen erscheint. Wenn es nicht die Kunst gäbe, würde ich diese Abwesenheit des Himmels bitter bedauern. Ich weiß nicht, warum ich hier eine Verbindung herstelle, die a priori keinen Sinn ergibt, außer im Entzug. Zur Malerei, zum Kino und zur Architektur finde ich nur schwer Zugang, weil es keine Modelle gibt,

die ich berühren könnte. Es bleibt mir also die Musik, zu der ich ein ambivalentes Verhältnis habe. Meine Liebe zu ihr ist grenzenlos, aber ich kann sie auch verabscheuen. Es ärgert mich, daß man sie zum einzigen Vergnügen der Blinden erklärt hat – während sie doch in Wirklichkeit die einzige Möglichkeit einer gesellschaftlichen Existenz für sie war, und damit einfach ein Glücksversprechen.

Meine Interessensgebiete sind die Philosophie der Kunst und die Ästhetik, allerdings unter gewissen Vorbehalten, die technischer Natur sind. So besteht zum Beispiel eine Differenz zwischen dem visuellen Aspekt eines Textes und seinem Klangbild, außer vielleicht, wenn man die Lektüre unterbricht, um sich der Verwendung der Zeichen bewußt zu werden, was es wiederum schwer macht, ihn zu verstehen. Im übrigen zwingt mich die Notwendigkeit des dauernden Zitierens, Sätze, die ich nur gehört habe, zu verifizieren, bevor ich sie in einen Text einfügen kann. Das ist ein weiteres technisches Problem, das zu allen anderen hinzukommt.

Gerade weil sich mir die Malerei und andere visuelle Künste entziehen, fühle ich mich besonders zu ihnen hingezogen. Ich brauche allerdings jemanden, der mir ein Bild beschreibt, damit ich mir davon einen Begriff machen und indirekt eine ästhetische Vorstellung entwickeln kann, die mir dann vielleicht auch Vergnügen bereitet. Bei dieser Arbeit ist höchste Vorsicht geboten, denn oft haben die Beschreibungen vor allem die Phantasie des Betrachters zum Inhalt. Manchmal kann ich auf mehrere Beschreibungen zurückgreifen und bekomme

so vielleicht ein annäherndes Bild von der Wirklichkeit. Durch diese Erfahrungen habe ich eine Vorliebe für einige Gemälde entwickelt, und zwar oft für diejenigen, deren Beschreibung die längste Zeit in Anspruch genommen hat, beispielsweise für Werke von Bosch und El Greco, für einige Ikonen und, wegen ihres Farbenreichtums, auch für Werke der venezianischen Schule. Wenn ich Museen oder Ausstellungen besuche, gefällt mir die Vorstellung, daß sich alle Blicke schweigend auf die Gemälde richten, und das Geräusch der Schritte, das ich höre, während ich der Stimme meines Führers lausche, der versucht, mir seine eigene Sehweise zu vermitteln. Anders als Gemälde vermitteln mir Skulpturen einen unmittelbaren ästhetischen Eindruck, jedenfalls dann, wenn man mir gestattet, sie zu berühren, was nicht immer der Fall ist. (So hat man es mir beispielsweise im Park von Versailles einmal verboten, eine Kopie der Laokoongruppe zu berühren; dabei hätte ich dazu nur eine Trittleiter gebraucht.) Für mich besteht in der Berührung die einzige Möglichkeit, den Mythos von Eros und Psyche nachzuvollziehen, von dem ich mich im übrigen vollständig gelöst habe. Der schwache Schimmer der Öllampe, der für mich die Welt der Erscheinung repräsentiert, ist verschwunden, und es bleibt nur die Sehnsucht nach der unzugänglichen Wirklichkeit – und der Wunsch, den Weg einzuschlagen, der dorthin führt. Wenn ich Aufseher in einer Gemäldegalerie wäre, käme ich mir bemitleidenswert vor, während dieselbe Arbeit in einer Skulpturenabteilung mir großes Vergnügen bereiten würde.